

Stefan Kramer (Hrsg.)

Sinologie und Chinastudien

Eine Einführung

narr STUDIENBÜCHER

narr |
VERLAG

narr **STUDIENBÜCHER**

Stefan Kramer (Hrsg.)

Sinologie und Chinastudien

Eine Einführung

narr |
VERLAG

Prof. Dr. Stefan Kramer, Sinologe und Medienwissenschaftler, wird nach Lehrtätigkeiten in Konstanz, Tübingen und Leipzig ab 2014 an der Universität zu Köln als Professor zur chinesischen Kultur lehren und forschen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem und säurefreiem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.narr-studienbuecher.de>
E-Mail: info@narr.de

Druck und Bindung: Laupp & Göbel, Nehren
Printed in Germany

ISSN 0941-8105
ISBN 978-3-8233-6773-4

Inhalt

1. Herleitungen	7
1.1 Wozu Chinastudien? (Stefan Kramer)	7
1.2 Eignung und Aneignung (Stefan Kramer)	19
2. Hinleitungen	29
2.1 Sprache (Andreas Guder)	29
2.2 Wissen (Stefan Kramer)	38
2.3 Schuldidaktik (Henning Klöter)	53
3. Weiterleitungen	61
3.1 Transfer: Philologie (Philip Clart)	61
3.2 Diskurs: Geistesgeschichte und Philosophie (Hans van Ess)	73
3.3 Zeit: Geschichtswissenschaften (Nicola Spakowski)	84
3.4 Raum: Kulturanthropologie (Merle Schatz)	104
3.5 Kommunikation: Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (Christian Göbel)	120
3.6 Ordnung: Rechtswissenschaften (Björn Ahl)	137
3.7 Repräsentation: Literatur-, Kunst- und Medienwissenschaften (Andrea Riemenschnitter)	150
4. Umleitungen	171
4.1 Sinologie als metaphysische Disziplin (Stefan Kramer)	171
5. Ausleitungen	188
5.1 Kommentierte Bibliographie	188
5.2 Autorinnen und Autoren	204

1. Herleitungen

1.1 Wozu Chinastudien? (Stefan Kramer)

Für Studienanfänger gibt es zahlreiche Gründe, sich für ein Studium der Sinologie oder für einen anderen Studiengang zu entscheiden, der sich auf die eine oder andere Weise mit dem Gegenstand „China“ beschäftigt. Dabei kann es sich um ein allgemeines historisches und kulturelles Interesse und eine sich daran anknüpfende Begeisterung für das Fremde handeln, welches sich für den Mitteleuropäer fast zwangsläufig mit dem „Reich der Mitte“ verbindet. Es kann aber auch die Leidenschaft für den Erwerb von Sprachen und die Wissbegierde hinsichtlich des Funktionssystems von Gesellschaften und politischen sowie ökonomischen Systemen im historischen und gegenwärtigen Globalisierungskontext sein. Und schließlich rücken auch handfeste Karriereüberlegungen, für die China und die China involvierenden Märkte mehr und mehr Angebote bereit halten und Einfaltore geöffnet haben, immer stärker in den Vordergrund dieser Studienentscheidung. Dasselbe trifft selbstverständlich auf die eine oder andere Weise ebenso auf jedes andere Fach der universitären Bildung zu. Nichtsdestoweniger gilt ein Studium der Sinologie, anders als die meisten Fächer, auch nach mehr als einem Jahrhundert ihrer Etablierung an den deutschsprachigen Universitäten ungeachtet der Wiedererstarkung Chinas als ökonomischer, politischer und kultureller Global Player, die eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihm als genauso naheliegend erscheinen lassen wie das Streben auf einen China-bezogenen Arbeitsmarkt, noch immer als exotisch, gar abwegig. So gehört es für die frisch eingeschriebenen Studierenden der Sinologie und Chinawissenschaften zu den ersten anstehenden Aufgaben, sich eine passende Begründung, ja Rechtfertigung zurechtzulegen, um den sie womöglich ein Leben lang begleitenden Fragen in ihrer außeruniversitären sozialen Umwelt erfolgreich begegnen zu können. „Wie kommt man eigentlich dazu, Sinologie zu studieren?“, oder „Was ist in deinem Leben vorgefallen, dass du dich zu so etwas entschieden hast?“. Das dem Wort „vorgefallen“ unterschwellig innewohnende „schiefgelaufen“ im Kopf und somit zwangsläufig in die Defensive gedrängt, muss der so gepeinigte Student in der Regel noch eine Reihe Folgefragen über sich ergehen lassen. Insbesondere sollte er, um dem Verdacht psychischer Labilität zu entgehen, sich eine wirklich gute Begründung für die Selbstkasteiung beim Spracherwerb zurechtlegen. Zu diesem wird ja selbst der hochrangigste Quantenphysiker, ohne es jemals versucht zu haben, die intellektuelle Fähigkeit entschieden von sich weisen: „Na ja, das ist mit ein wenig Fleiß durchaus machbar...“, wie im Übrigen ja für 1,3 Milliarden Chinesen, die mittlerweile diese Welt bevölkern, auch. Und schließlich die alles entscheidende Frage: „Was macht man eigentlich mit diesem Studium?“, mit welcher die angehende Studentin und der angehende Student insbesondere gegenüber den privaten Sponsoren, die zu Recht mit der Bildung und Ausbildung ihrer Zöglinge auf einen lebenslangen Ertrag und eine wirtschaftliche Absicherung genauso wie auf einen gewissen sozialen Status hoffen, regelmäßig in Verlegenheit gebracht werden.

Man mag diese Nachfragen und Einwände gegenüber dem Studium der Sinologie für witzig oder langfristig wohl eher auch für unangenehm halten. Zumindest zeigen

sie, dass diese Studienrichtung im gesellschaftlichen Bewusstsein nach wie vor als ungewöhnlich gilt und also Aufklärungsbedarf hinsichtlich ihrer Grundlagen, Inhalte und Zielsetzungen besteht. Zudem zeigt sich an den allgemeinen Reaktionen auf die Sinologie und ihre Studierenden, wie stark der gesellschaftliche Umgang mit dem Gegenstand der Sinologie noch immer von Vorurteilen, utopischen wie dystopischen Mythen und Unkenntnis hinsichtlich der Wirklichkeiten Chinas beherrscht wird. Darin zumindest könnte die allererste Begründung für die Wahl dieser Studienrichtung bestehen. In all diesen Fragen und Zweifeln lässt sich nämlich ersehen, dass eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Gegenstand China, an welche diese Studiengänge heranführen sollen, heute mehr denn je angezeigt ist. Das trifft mit Blick auf die sich unaufhörlich aufeinander zubewegende Weltgemeinschaft, in der chinesische Akteure in allen Bereichen zunehmend an Bedeutungsmacht gewinnen, umso mehr zu. Offen bleibt dabei allerdings noch immer die Frage danach, mit was sich die Sinologie und die anderen chinawissenschaftlichen Studiengänge denn nun tatsächlich beschäftigen und an welche Erkenntnis und an welche möglichen Berufsfelder sie ihre Studierenden auf welche Weise und mit welchen Methoden heranführen wollen. Nicht zuletzt erhebliche Meinungsverschiedenheiten über diese Fragen, die zwischen den unterschiedlichen chinawissenschaftlichen Instituten und selbst innerhalb einzelner Institute die Geister scheiden, sind Ursachen dafür, dass bislang noch kein Studienführer Sinologie auf dem überbordenden Markt der Lebens- und Studienhilfen zu finden ist. Nicht zuletzt in ihnen liegt schließlich die Tatsache begründet, dass die Studierenden und Absolventen dieser Fächer sich oftmals noch immer großem Unverständnis, zweifellos auch großer Bewunderung ob der erbrachten Leistungen vor allem im Spracherwerb, gegenüber sehen. Ähnlich dem chinesischen Gegenstand ihrer Forschung gelten sie nach wie vor als Exoten in der Wissenschaftslandschaft und Berufswelt. Angesichts der genannten Unklarheiten und Vielfalt besetzen die sinologisch gebildeten Berufsanfänger zwar selten auf geradlinigem Wege und mit frühzeitiger Arbeitsplatzsicherheit, aber dennoch in aller Regel mit vergleichbar großem Erfolg und, wie verschiedene Statistiken wie auch die persönlichen Erfahrungen der Autoren zeigen, mit langfristiger Zufriedenheit ihre Nischen und Positionen.

Was aber ist eigentlich Sinologie? Womit beschäftigt sie sich und auf welche Weise, mit welchen Fragestellungen, Methoden und Zielen begegnet sie dem Gegenstand resp. den Gegenständen ihrer Beschäftigung? Wofür steht, so ja auch im Titel dieses Buches, die Unterscheidung zwischen Sinologie und Chinastudien? In der Öffentlichkeit wird die Frage nach dem Gegenstand und Inhalt des Faches Sinologie in aller Regel mit „irgendetwas mit China“ beantwortet. Selbst die Studierenden dieses Faches haben, so zumindest zu Beginn ihres Studiums (und vor der Lektüre dieses Buches), häufig zunächst einmal keinen anderen Anspruch an ihr Studium als vor allem die chinesische Sprache zu erlernen und darüber hinaus „einen Einblick in die Geschichte, Kultur, Politik und Gesellschaft Chinas“ aus ihrem Studium mitzunehmen. Und selbst die Lehrenden dieses Faches an den Universitäten sehen ihre Aufgabe nicht selten ausschließlich darin, ihren Studenten Beschreibungen hinsichtlich dessen, was China in der landläufigen Meinung darstellt, anzubieten und sie für alles darüber Hinausgehende an die „methodischen Fächer“ zu verweisen. So zumindest hat es der damalige Dekan der ostasienwissenschaftlichen Fakultät in einer deutschen Metropole gehalten, der uns Studienanfängern bereits in der Begrüßungssitzung die Trennung zwischen einer auf den Gegenstand bezogenen Sinologie, wie seine Fakultät sie betreibe, und den irgendwo darum herum in der Universität angesiedelten methodischen Fächern eingimpft hatte. Mit diesen sollten wir uns, wenn wir dies denn für

unbedingt notwendig hielten (er selbst wies diese Notwendigkeit eher von sich), doch bitteschön selbst beschäftigen. Indem wir uns allerdings auf diese Trennung einlassen, wie sie nach wie vor an einigen Instituten Bestand hat, marginalisieren wir unser eigenes Fach und verabschieden uns aus den wissenschaftlichen Debatten und dem Dialog mit den anderen Disziplinen. Damit reduzieren wir dessen Relevanz tatsächlich auf die Sprachausbildung und die Lieferung von Informationen über das, was China für uns bedeutet, geben deren wissenschaftliche Auswertung und also auch ihre gesellschaftliche Nutzbarmachung aber in die – hinsichtlich unseres Gegenstandes allerdings nicht immer kompetenten – Hände der „methodischen Fächer“. Die sich damit selbst bestätigende Rolle als wissenschaftlicher Exot mag für den in seiner Verbeamtung zufriedenen Professor vielleicht gut und bequem sein. Für den um seinen Platz in Wissenschaft und Gesellschaft ringenden Nachwuchsforscher und Berufseinsteiger ist sie aber zweifellos genauso fatal wie für die Weiterentwicklung einer jeden auf Erkenntnis ausgerichteten und damit recht eigentlich erst zu Wissenschaft werdenden Auseinandersetzung mit dem Gegenstand „China“.

Tatsächlich hat sich die Welt seit den Anfängen dieses Fachs im 19. Jahrhundert, als die Grundlagen für dessen frühe Ausrichtung unter den damaligen Wissensanordnungen im industriell aufstrebenden Europa gelegt wurden, aber inzwischen entscheidend verändert. Damals bedeutete China für den europäischen Betrachter vor allem kulturelle Fremdheit. In jener Zeit ging es in der Chinakunde tatsächlich noch in erster Linie um die Verfügbarmachung von mündlichen, schriftlichen und photographischen, seit der Jahrhundertwende auch kinematographischen Informationen über und aus dem „Reich der Mitte“. Damals, in der Hochphase des europäischen Kolonialismus und der auf globale Rohstoff- und Absatzmärkte abzielenden industriellen Revolution, die einher ging mit jener exotischen Neugier für fremde und aus der Enge der eigenen Gesellschaften entführende Welten, waren es vor allem politische, darunter nicht selten religiös motivierte Multiplikatoren von Wissen über das „Reich der Mitte“, die an den chinakundlichen Instituten ausgebildet wurden. So sie überhaupt jemals in ihrem Leben nach China kamen, bedienten diese Chinaforscher mit ihren publizierten Erzählungen und in Zeitschriften, Varietéshows und schließlich auch in Kinosälen der breiten Bevölkerung zugänglich gemachten Bildern vor allem die kommerziellen Interessen einer sich jenseits des immer enger werdenden europäischen Kulturraumes exotische Wahrnehmungswelten medial erobernden Gesellschaft. Die frühen Chinakundler standen also mit der Ausnahme einiger bemerkenswerter unabhängiger Abenteurerpersönlichkeiten überwiegend in den Diensten ihrer Regierungen und Glaubensgemeinschaften und deren politisch-ideologischen und ökonomischen Zielsetzungen. Dies fand in der Zeit des Nationalsozialismus seinen unrühmlichen Höhepunkt. Dagegen etablierte sich nach der Neuordnung der Welt in den 1950er und 1960er Jahren in den europäischen Gesellschaften genauso wie in Nordamerika neben den sich nach wie vor als bloße Übersetzer und Multiplikatoren von chinesischen Texten verstehenden philologisch vorgehenden Wissenschaftlern eine grundsätzliche Zweiteilung in der Sinologie. Dabei ist vor allem zwischen den Vertretern der Area Studies sowie überwiegend oppositionellen linken Ideologen zu unterscheiden. Während erstere überwiegend konservative Werte vertraten und sich im aufkommenden „Kalten Krieg“ als Politikberater verstanden, beanspruchten letztere das sich gegenüber der Welt verschließende und daher kaum besser zugängliche China der kommunistischen Revolution als Projektionsfläche für die eigenen Sozialutopien und einen „Dritten Weg“ für die Zukunft der „westlichen Welt“. Zwar handelte es sich um eine bemerkenswerte Leistung, dass China damit auch als sozialwis-

senschaftlich relevantes Feld entdeckt wurde. So wurde es in eine ganz andere komparative Beziehung zu den eigenen – gegenwärtigen – Gesellschaften gestellt, mit deren Motivation dann erstmals nicht mehr nur nach dem gänzlich Fremden, sondern auch nach Verbindungen und Vergleichbarkeiten gefragt wurde, durch die eine Anknüpfung an die methodischen Wissenschaften erst denkbar wurde. Allerdings haben diese sich vor allem in marxistischer Tradition verstehenden Forscher gegenüber ihren christlich missionierenden, politisch repräsentierenden und nach fremden Welten suchenden ethnologischen Vorgängern nicht minder exotische Träume und utopische Gesellschaftsideale in die Akademien hineingetragen. Diese schließlich hatten mit den chinesischen Wirklichkeiten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts oftmals nicht mehr gemeinsam als z.B. die Narrative der Tang-zeitlichen Lyrik mit den sozialen Realitäten im 9. Jahrhundert.

In den gegenwärtigen Zeiten einer sich in immer weitreichenderem Ausmaß global vernetzenden Informationsgesellschaft dagegen ist eine Flugreise nach China inzwischen ähnlich leicht verfügbar geworden wie eine solche in die europäischen Nachbarländer. Zudem hat die technische Kommunikation Bilder und Texte aus dem und über das „Reich der Mitte“ nahezu grenzenlos und in Echtzeit verfügbar gemacht. Unter diesen Bedingungen kann es in der chinakundlichen Bildung nicht mehr in erster Linie um die Versorgung einer europäischen Bildungselite mit grundlegenden Informationen über China gehen. Mit dem allmählichen Verschwinden von dessen Fremdheit und seinem Eingang in eine weltweite Normalität der mit- und gegeneinander agierenden Regionen und politischen, wirtschaftlichen sowie kulturellen und wissenschaftlichen Akteure ist der Nimbus des Ungewöhnlichen und Exotischen, welcher dieser wissenschaftlichen Disziplin und diesem Studienfach bis in die 1980er Jahre hinein innewohnte, in Wirklichkeit längst verlustig gegangen. Erst das hat die Grundlagen geschaffen für eine differenzierte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Gegenständen, die sich unter dem Stichwort „China“ ja nur sehr nebulös, in jedem Falle unzureichend zusammenfassen lassen. Es waren zugleich die Grundlagen für eine Eingliederung dieser Disziplin in ein breites sozial- und kulturwissenschaftliches Fächerspektrum, mit dem sie zusehends ihre Fragestellungen, Perspektiven und Methoden teilt und sich in einen sich ausweitenden Austausch und gegenseitige Befruchtung begeben hat.

Genauso wie die Thematisierung Chinas im politischen und wirtschaftlichen Alltag sollte inzwischen auch die Sinologie zu einem „normalen“ Teilnehmer der Wissenschaftslandschaft geworden sein. Angesichts des Bedeutungszuwachses chinesischer Akteure auf dem wirtschaftlichen und politischen Parkett, welcher u.a. auch der chinesischen Sprache Eingang in immer mehr Schulen im deutschsprachigen Raum und den Absolventen der chinawissenschaftlichen Studienfächer wachsende Arbeitsmärkte verschafft hat, sollte die Sinologie längst den Status des „kleinen“ Faches hinter sich gebracht haben. Damit kann sie sich allerdings auch nicht mehr, wie einst, hinter eben diesem Nimbus und dem Alleinstellungsmerkmal hinsichtlich der Kenntnisse der chinesischen Sprache verstecken. Die Fähigkeit, Texte der klassischen chinesischen Literatur zu lesen, hat zu Zeiten, in denen China selbst für die meisten Sinologen eine verschlossene Region darstellte, den zentralen Inhalt eines Sinologiestudiums ausgemacht. Sie ist aber in den 1970er Jahren und infolge der Reformpolitik Chinas wie nicht zuletzt auch der Hochschulreformen in Deutschland ergänzt worden durch die Aufnahme des gegenwärtigen Chinas in die wissenschaftlichen Diskurse. Damit verbunden ist die inzwischen flächendeckende Erkenntnis der Notwendigkeit einer Ausbildung der Studierenden auch im Mündlichen und Schrift-

lichen der modernen Umgangssprache. Diese ermöglicht nunmehr nicht mehr nur den Einblick in die lebendigen jüngeren chinesischen Wissenschaftsdiskurse zur Geschichte und Texttradition des „Reichs der Mitte“ sondern ist inzwischen auch zur unabdingbaren Grundlage für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den sozialen Prozessen des Chinas im 20. Jahrhundert geworden.

Seit dem auslaufenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert ist allerdings ein neuerlicher Paradigmenwechsel in der chinawissenschaftlichen Blickrichtung zu verzeichnen, der sich vehement auch in den Notwendigkeiten der universitären Bildung niederschlägt. Dem rasanten Aufschwung und der Rückkehr Chinas als Militär- und Wirtschaftsmacht und politischer Global Player sowie einer zunehmenden Ausdifferenzierung der innerchinesischen Akteure und Interessen geschuldet, lässt sich der Blick auf das „Reich der Mitte“ kaum mehr auf dessen zentralstaatliche politische Machtelite und deren Textüberlieferung beschränken, wie es die sinologische Geschichtsschreibung hinsichtlich des „Alten China“ überwiegend betrieben hat. Und er lässt sich nicht einmal mehr auf den hinsichtlich des Verhältnisses von Herrschern und Beherrschten erweiterten Blick reduzieren, wie ihn das sozialistische China vorgegeben und die marxistisch beeinflusste Sinologie genauso wie die vom Freund-Feind-Schema des Kalten Kriegs geprägten „Area Studies“ seit den 1970er Jahren in ihren Diskursen aufgegriffen haben. Beide sind inhaltlich zwar von ideologisch gegensätzlichen Standpunkten ausgegangen, haben dabei ihre Felder und Argumente aber in gleicher Weise polarisierend und mit eher politischen denn wissenschaftlichen Beweggründen besetzt. Neben der Herrschaftselite und ihren Sprachrohren haben sie damit aber immerhin erstmals auch das beherrschte und sich gegenüber der Beherrschung positionierende chinesische „Volk“ und mit ihm die politische Opposition genauso wie die industrielle „Massenkultur“ als ihre Forschungsobjekte entdeckt.

Neben der geopolitischen Einheit des Nationalstaats sind seit den 1980er Jahren längst neue, diesen ergänzende oder ihn alternierende und mit ihm konkurrierende individuell-menschliche, institutionelle und nicht zuletzt auch technische Akteure auf der wissenschaftlichen Landkarte erschienen, die sich – so dies denn überhaupt jemals sinnvoll gewesen sein sollte – mithin kaum noch unter dem zentralstaatlichen Stichwort „China“ subsumieren lassen. Das Verständnis eines China als nahezu monolithische Einheit, auf welche jeder „chinesische“ Akteur und jedes in „China“ vorgängige Ereignis auf die eine oder andere Weise immer zu beziehen und anzuwenden ist, wurde von den Wissenschaften lange Zeit hoch gehalten. Es ist in jüngster Zeit aber mehr und mehr von den methodisch orientierten und sich überwiegend im breiteren Rahmen sozialwissenschaftlicher Fächer verortenden Chinastudien abgelöst worden, die sich damit bewusst von der philologisch (Sprache und Texte) und regionalwissenschaftlich (Geopolitik und Area Studies) argumentierenden Sinologie abgrenzen. An die Stelle von alle Diskurse beherrschenden Propositionen wie Konfuzianismus, Maoismus, Schriftkultur oder Massenkultur ist nunmehr die Beschreibung und Analyse von Besonderheiten seiner Akteure, Interessen und Prozesse in ihrer tatsächlichen Vielfalt und in ihren – nicht nur inneren – Referenzstrukturen, Dynamiken und Wechselwirkungen getreten.

Der Band *Sinologie und Chinastudien. Eine Einführung* versteht sich als ein Studienführer. Als solcher richtet er sich in erster Linie an alle Schulabgänger, die sich mit der Überlegung tragen, sich an einer Universität in ein Studium der Sinologie oder einen anderen Studiengang mit Chinabezug einzuschreiben. Für diese Leser ist dieses Buch, indem es einen Überblick über das gibt, was diese Studiengänge bedeuten, was ihre Inhalte sind und worin ihre Ziele liegen, vor allem als eine Entschei-

dunghilfe für oder gegen diese Studiengänge zu verstehen. Zudem liefert es die hinreichenden Informationen für die konkrete selbstständige Ausgestaltung derselben einschließlich der Standortwahl und der Wahl von möglichen Fächerkombinationen bis hin zu sich anbietenden Berufsfeldern, auf welche ein Studium neben der „reinen Bildung“ ja auch immer hinzufügen hat. Es richtet sich außerdem an alle diejenigen, die diese Entscheidung bereits hinter sich gebracht und in einen dieser Studiengänge eingeschrieben haben. Es sollte also auch bei der erstgenannten Leserschaft mit Beginn des Studiums nicht beiseite gelegt werden. Vielmehr ist es als ein ständiger Begleiter des Studiums angelegt, auf dessen Hinweise und Quellenvorschläge immer wieder zurückgegriffen werden kann. Hierzu stellt es die disziplinären und wissenschaftlich-methodischen Grundlagen dieser Fächer dar und unterzieht diese, versehen mit zahlreichen Hinweisen auf unterschiedliche Ausrichtungen und Schulen, einer kritischen Diskussion. Diese Anregungen sollen, etwa bei der Überlegung für Hausarbeitsthemen und deren konkrete Ausgestaltung oder bei Klausurvorbereitungen, eine Hilfestellung bei der maßgeblichen wissenschaftlichen Aufgabe anbieten, die unabhängig vom gewählten Gegenstand immer auf die eine oder andere Weise darin besteht, von übergreifenden Themenbereichen und allgemeinen Fragestellungen auf konkrete Forschungsgegenstände herunterzubrechen. Sie besteht aber auch darin, von den so definierten spezifischen Objekten und Themenstellungen den Weg zurück zu übergreifenden und komplexen Fragen und Modellen zu finden. Es geht also immer darum, das Singuläre im Allgemeinen verorten zu können wie umgekehrt das Allgemeine, also das Modellhafte und Regelmäßige, im einzelnen Gegenstand und Ereignis wiederzuerkennen und beide durch die Abstraktion des Erfahrenen und Beobachteten sowie durch die Rückführung des Abstrakten in neue Beobachtungen und Erfahrungen sinnvoll in eine Beziehung zueinander zu setzen. Durch diese allgemeinen Verfahren lassen sich Sinologie und Chinawissenschaften als das verstehen, was Wissenschaft in ihrem Kern ausmacht und was auch den Sinn und Nutzen von Wissenschaft in ihrer Anwendung in außerwissenschaftlichen Berufsfeldern, in welche doch die Mehrzahl der Studienabsolventen wechseln werden, jenseits der bloßen Vermittlung eines Wissens oder gar nur von Informationen über China in Wirklichkeit bedeutet. Dabei handelt es sich um die Herstellung eines ausgewogenen Verhältnisses zwischen – wissenschaftlich und erkenntnistheoretisch wünschenswerter – Komplexitätsanreicherung und – arbeitstechnisch notwendiger – Komplexitätsreduktion, zwischen Analyse und Synthese.

Hinsichtlich seiner breit gefächerten Adressatenschaft und seines einführenden Charakters versteht sich dieses Buch in erster Linie als eine zwar nicht alle Einzelheiten aufnehmende, aber doch zumindest einen breiten Überblick über die Gegenstände, die grundlegenden Richtungen und Inhalte der chinawissenschaftlichen Bildung verschaffende Bestandaufnahme der sich auf den Gegenstand China beziehenden sinologischen und chinawissenschaftlichen Fächer. In diesem Sinne hält es als ein Ratgeber und informativer Begleiter für das gegenwärtige Studienangebot im deutschsprachigen Raum, mit Blick auch auf das zwar nicht an allen Lehreinrichtungen vorgeschriebene, für Studierende der Chinawissenschaften nichtsdestoweniger unabdingbare Auslandsstudium und für Praktika und andere Tätigkeiten im chinesischen Sprachraum, her. Allerdings will dieses Buch sich auch nicht mit der bloßen Wiedergabe des gegenwärtigen Ist-Zustandes der Chinawissenschaften zufrieden geben. Vielmehr will es, wie die einleitenden Absätze bereits angedeutet haben, darüber hinaus auch dessen Leerstellen und Mängel beleuchten. Daraus sollen sich neue Perspektiven für die weitere Entwicklung des Faches Sinologie und der sich auf die

eine oder andere Weise mit dem Gegenstand „China“ beschäftigenden Studiengänge und Forschungsgebiete entwickeln oder dafür doch zumindest Anregungen und damit die Grundlage für eine weiterführende Diskussion geschaffen werden, an der teilzunehmen alle Leser eingeladen sind. In diesem Sinne versteht dieses Buch sich nicht zuletzt auch als ein offenes Diskursforum unter allen Beteiligten, Studierenden wie auch Lehrenden, die sich über das gemeinsame Forschungsinteresse begegnen. Dass ein interaktives Diskursforum nicht sinnvoll im und über das Medium Buch ausgetragen werden kann, versteht sich dabei von selbst. Daher steht für dessen interaktive Fortführung eine mit weiteren konkreten und aktuell gehaltenen Informationen, aber eben auch mit einem öffentlichen Forum ausgestattete Webseite unter der Adresse (www.narr.de/chinastudien) zur Verfügung. Im Rahmen und Kontext dieses Forums erwünschen wir uns eine rege und kritische aber respektvolle Diskussion, auf deren Grundlage wir die Entwicklung der Chinawissenschaften weiterschreiben wollen, indem wir die dort gesammelten Vorschläge gemeinsam diskutieren und die Ergebnisse dieser Diskussion so gut wie möglich in die Praxis von Forschung und Lehre umzusetzen versuchen.

Um diese Diskussion in aller notwendigen Breite führen zu können, richtet sich dieses Buch schließlich auch an alle anderen in den sinologischen und China-bezogenen wissenschaftlichen Bereichen Tätigen. Insbesondere versteht es sich als ein Angebot an Forscher und Lehrende für die gemeinsame Diskussion über die zukünftige Entwicklung der china-bezogenen Studiengänge. Diese Adressierungen bestimmen auch den Aufbau dieses Bandes. Darin wollen wir die deutschsprachige Sinologie als einen Teil der deutschen und europäischen Sozial- und Wissenschaftsgeschichte verstehen. Daraus erklärt sich schließlich auch die im Zeitalter einer glücklicherweise zunehmenden globalen Mobilität von Studierenden auf den ersten Blick zweifellos fragwürdige Beschränkung der Betrachtung auf die deutschsprachige Sinologie. Diese hat sich, wie es sich in einschlägigen Arbeiten zur sinologischen Fachgeschichte nachlesen lässt, im Deutschland des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in philologischer, zugleich aber auch in kolonialistischer und christlich-missionarischer Tradition entwickelt. Sie ist schließlich in die Fänge des Nationalsozialismus geraten und im geteilten Deutschland völlig unterschiedliche Wege gegangen. Erst seit den 1990er Jahren und im 21. Jahrhundert, dessen ersten knapp 13 Jahre den historischen Bezugsrahmen der nachfolgenden Betrachtungen zur Sinologie und den Chinastudien darstellen, kann von einer vernetzten deutschsprachigen Chinawissenschaft gesprochen werden, zu der zweifellos auch die in diesem Bereich arbeitenden Institute in Österreich und der Schweiz einen wesentlichen Beitrag liefern, der nicht übersehen werden darf. Den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde dagegen eine umfangreiche historische Herleitung der heutigen Chinastudien genauso wie eine ergänzende Betrachtung auch der zahlreichen sinologischen Institute in den nicht-deutschsprachigen Staaten. Mit diesen existieren zwar auch enge Beziehungen und gemeinsame Interessen, gar vernetzte Studiengänge. Sie blicken dabei aber auf teilweise ganz andere Traditionen und unter ihren spezifischen politischen, sozialen und wissenschaftlichen Diskurstraditionen auch auf ganz andere Entwicklungen zurück, welche einen Vergleich auch ihrer Ist-Zustände mit denjenigen der deutschsprachigen Sinologie erschweren. Nichtsdestoweniger werden, wie in den einzelnen Kapiteln immer wieder betont wird, Chinawissenschaften nicht nur im deutschsprachigen Raum betrieben und wird im Serviceteil der an dieses Buch angebundenen Website, in dem es um die jeden Studierenden betreffende Pragmatik konkreter Entscheidungen geht,

auch auf andere Studienstandorte in Europa, Nordamerika und anderen Weltregionen, vor allem aber auf diejenigen im chinesischsprachigen Raum selbst hingewiesen.

Gemeinsam ist allen sinologischen, chinawissenschaftlichen und den meisten anderen Studiengängen mit Chinabezug, und zumindest auf dieser Ebene unterscheiden sich auch die Studiengänge im deutschsprachigen Raum kaum von denjenigen in anderen Staaten und Sprachräumen, die Notwendigkeit der Sprachausbildung im Chinesischen. Die oben angestellten Überlegungen zur Praxis (China-)wissenschaftlichen Arbeitens haben diese Notwendigkeit bereits deutlich gemacht. Sie ergibt sich für Studierende der Sinologie und anderer Fächer mit Chinabezug aber schon auf einer sehr viel rudimentäreren Ebene als derjenigen des Wissenschaftszugangs. Es handelt sich um diejenige des alltäglichen Kommunizierens mit Menschen im chinesischen Alltag, der Lektüre von Fahrplänen und Speisekarten, Tageszeitungen und Studienplänen, wie sie dem Chinareisenden und dem in China Studierenden und Forschenden ständig begegnen und die unabdingbare Voraussetzung für jeglichen Zugang zu dem darstellen, was China in seinem innersten Selbstverständnis wie auch in seinen mannigfachen inneren Differenzierungen ausmacht. Das bedeutet die unabdingbare Notwendigkeit des Erwerbs von hinreichenden Fähigkeiten in der schriftlichen und mündlichen Form der gegenwärtigen Standardsprache Chinas, dem, je nach fachlicher Ausrichtung, im Verlaufe des Studiums gegebenenfalls noch spezifische Dialekte und Minderheitensprachen hinzuzufügen sind. Lese- und Schreib- sowie Hör- und Sprechfähigkeiten in der Umgangssprache, die seit dem 20. Jahrhundert maßgeblich auch der wissenschaftlichen Textproduktion zugrunde liegt, bilden also die Voraussetzung für den Zugang zu den gegenwärtigen Wissens- und Wissenschaftsdiskursen in China. Mit diesen hat ein jeder Sinologe sich auf die eine oder andere Weise immer wieder auseinanderzusetzen. Sie bilden außerdem die Voraussetzung für die eigene Anschauung, die in Form von Studien- und Forschungsaufhalten zweifelsfrei eine der wesentlichen Arten wissenschaftlichen Aneignens darstellen und jedem Studierenden somit unbedingt ans Herz zu legen sind. Sie reichen allerdings weder dazu aus, einen Zugang zum China vor dem 20. Jahrhundert und seiner umfangreichen Textproduktion zu erlangen, noch ist ohne Lesefähigkeiten in der bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein gebräuchlichen klassischen Schriftsprache ein tiefergehendes Verständnis der modernen Kommunikationsformen und semantischen Systeme denkbar. Das reformierte Schriftsystem basiert nämlich nach wie vor erheblich auf jener und ist in seinen Feinheiten unauflöslich mit ihr verwoben. Insofern ist es zu bedauern, dass einige chinawissenschaftliche Studiengänge im Zuge der mit den Bologna-Reformen einhergehenden Zusammenstreichung von Studienplänen ausgerechnet die Schriftsprache aus dem Programm genommen haben und ihre „Aus“Bildung damit leider nur auf den ersten Blick Studierenden-freundlich entschlackt haben. Das bedeutet nämlich zwar eine erhebliche Arbeitserleichterung für die Studierenden dieser Studiengänge, allerdings nur um den Preis einer nicht minder erheblichen Beschränkung der in ihnen erzielbaren Erkenntnismöglichkeiten. Schließlich muss sich ein jeder Studierender, der eine adäquate Sprachausbildung erlangen will, sowohl mit der jenseits der Staatsgrenzen der VR China, etwa in Hongkong und Taiwan, nach wie vor gültigen und in Publikationen verwendeten traditionellen Schreibweise chinesischer Schriftzeichen (繁体字 Fantizi) wie auch mit deren Kurzform (简体字 Jiantizi) befassen. Letztere haben als Ergebnis der volksrepublikanischen Sprachreform unter Mao Zedong eine erhebliche Vereinfachung der Schreibweise, dabei allerdings teilweise auch eine Abkoppelung von den – für das Verständnis von Texten und Kontexten oftmals notwendigerweise zu berücksich-

tigenden – etymologischen Wurzeln und Entwicklungsprozessen der einzelnen Zeichen herbeigeführt.

Dieses erste Kapitel wird anschließend noch näher auf die Frage nach dem Sinn und Zweck der Chinastudien sowie auf diejenige nach der Eignung von Studienanfängern und den Voraussetzungen für deren Studieneinstieg eingehen. Auf dieser Grundlage wird im zweiten Kapitel zu den „Hinleitungen“ zunächst Andreas Guder die Herausforderungen, Möglichkeiten und Gegenstände des allen Chinastudien notwendigerweise vorausgehenden Spracherwerbs ausführlicher vorstellen. Bereits die Diskussion des Spracherwerbs zeigt, dass ein Studium der Sinologie und Chinawissenschaften für ausländische Lernerinnen und Lerner in gewissem Sinne immer die Quadratur des Kreises bedeutet. Der Studienerfolg hängt vor allem von der Bereitschaft eines jeden Einzelnen ab, intensiv Zeit und Energie in den Spracherwerb zu investieren. Dabei gilt es, die sich auch hinsichtlich von oftmals nur langsamen Fortschritten gelegentlich breit machende Frustration immer wieder zu überwinden und in neue Motivation zu übertragen – das alles in dem Wissen, dass mit dem sich über mehrere Jahre hinziehenden Spracherwerb allein das Fachstudium noch nicht einmal begonnen hat. Anders als in Fächern wie der Germanistik, Anglistik oder Romanistik, bei denen zum Studieneinstieg Sprachkenntnisse vorausgesetzt werden, kann in der Sinologie und den Chinawissenschaften daher ein Fachstudium, wie es eigentlich sinnvoll wäre und an einigen Instituten durch Propädeutika zumindest ansatzweise versucht wird, nicht erst nach Erwerb hinreichender Lese- und Sprechfähigkeiten beginnen, sondern hat parallel zur Sprachausbildung stattzufinden. Daher ist in jedem chinawissenschaftlichen Studiengang neben der Sprachausbildung grundlegend auch der Erwerb von Kenntnissen hinsichtlich des Gegenstandes China, also seiner Geschichte und Kulturgeschichte, seiner sozialen und politischen Strukturen, seiner kulturellen Besonderheiten und ästhetisch-narrativen Repräsentationssysteme zunächst unter Hinzuziehung von nicht-chinesischsprachigen Quellen anzustreben, welche den Studierenden erst in einer fortgeschrittenen Phase ihres Studiums den breiteren Zugang zu innerchinesischen Diskursen ermöglichen. Diese Grundlagen des chinawissenschaftlichen „Wissens“, die im Anschluss an Andreas Guders Ausführungen zur Sprachausbildung als deren notwendige Ergänzung vorgestellt werden (Stefan Kramer), gelten in leichten Variationen und mit unterschiedlichen methodischen Schwerpunktsetzungen, welche in einem so wenig einheitlich definierten Fach wie der Sinologie noch sehr viel stärker ausfallen als in anderen Fächern, an allen sinologisch und chinawissenschaftlich bildenden Instituten. Henning Klöter schließlich geht zum Abschluss des „Hinleitungs“-Kapitels auf die Spezifika ein, welche eine Lehrerausbildung, wie sie von immer mehr Universitäten auf Staatsexamina hinleitend angeboten werden, davon abweichend mit sich bringen und anstelle einer disziplinären Spezifizierung im weiterführenden Studium den Fokus auf die Vermittlung von, zudem didaktisch an Mittelschüler und Gymnasiasten weitervermittelbarer allgemeiner Chinakompetenz erfordern.

Damit ist der Quadratur des Kreises aber noch immer nicht genüge getan. Wissenschaft nämlich, wie sie im Mittelpunkt der universitären Bildung steht, beinhaltet neben grundlegenden handwerklichen Fähigkeiten der Wissensgenerierung und dem Wissen über die Gegenstände der jeweiligen Disziplinen, das bei der Sinologie um die wichtigen und vielseitig einsetzbaren Sprachfähigkeiten ergänzt wird, insbesondere eine spezifische – wissenschaftliche – Art des Denkens und Handelns. Vor allem diese Art des Denkens und Handelns ist über die einzelnen Fächer und Gegenstände des Studiums hinaus nach wie vor das wesentliche auch arbeitsmarktrelevante Qualifika-

tionsmerkmal von Hochschulabsolventen. Das bedeutet die Fähigkeit der Erkennung von Problemen, der Entwicklung von Modellen und schließlich der strategischen Umsetzung von Lösungen, dies teilweise für Probleme, die bis dahin von anderer Seite nicht einmal als solche erkannt worden sind. Dies alles einmal abgesehen von dem unschätzbaren Wert einer vordergründig funktionsunabhängigen Bildung und von scheinbar zweckfreien Fähigkeiten für die individuelle Lebensgestaltung eines jeden Einzelnen. Wer dieses Argument als weltfremd und romantisch beiseite schieben will, möge sich daran erinnern, dass ein Großteil der Errungenschaften unserer modernen Gesellschaften zunächst zweckfrei oder mit ganz anderen Zielsetzungen entwickelt worden ist. Erst im Nachhinein sind solche Erfindungen von wirtschaftlichen und politisch-gesellschaftlichen Akteuren neuen und sich häufig verändernden Nutzungen zugeführt worden, an welche die eigentlichen Erfinder dieser Techniken oder Denkmodelle häufig noch überhaupt nicht gedacht haben, die aber nichtsdestoweniger die Bedingungen der späteren Welten beherrscht haben und nach wie vor beherrschen. Unsere Gesellschaften beruhen, wie sich daran zeigt, maßgeblich auf der Zweckfreiheit, welche die Universitäten und andere wissenschaftliche Einrichtungen ihren Studierenden und Lehrenden lange Zeit garantiert haben und um die es daher weiterhin zu kämpfen lohnt.

Bei diesem zentralen, in den chinawissenschaftlichen Studiengängen mit Blick auf deren hohen Ausbildungsanteil oftmals allerdings leider vernachlässigten Element des Studiums handelt es sich zunächst um den Erwerb methodischer Fähigkeiten hinsichtlich der Anwendung des erworbenen Wissens auf konkrete Problemstellungen. Diese Problemstellungen indes verweisen auf die unterschiedlichen Disziplinen, unter deren methodischem Dach die Sinologie und Chinawissenschaften ihre spezifischen Bereiche bearbeiten. Das dritte Kapitel dieses Bandes wird unter dem Titel der „Weiterleitungen“ einige der wichtigsten an deutschsprachigen Universitäten vertretenen Disziplinen der Chinaforschung vorstellen. Dazu gehören die philologische (Philip Clart), die geistes- und ideenhistorische (Hans van Ess), die geschichtswissenschaftliche (Nicola Spakowski) und die kulturwissenschaftlich-ethnologische (Merle Schatz) Ausrichtung der Sinologie und Chinawissenschaften genauso wie deren sozialwissenschaftlichen (Christian Göbel), rechtswissenschaftlichen (Björn Ahl) und literatur-, kunst- und medienwissenschaftlichen (Andrea Riemenschnitter) Zweige. Andere, so insbesondere die ingenieurs- und naturwissenschaftlichen Fächer, für deren Studierende und Absolventen China einen immer attraktiveren Studien- und Betätigungsort darstellt, werden, zumal diese oft ihre eigenen Netzwerke aufzuweisen haben und in internationalisierten und englischsprachigen Studiengängen weitgehend ohne China-spezifische Kenntnisse auskommen, in diesem Buch nicht ausführlich behandelt. Zumindest die Frage nach der Wissenschafts- und Technikgeschichte Chinas zeigt aber, wie notwendig über die bloße Arbeitsmarktgenerierung hinaus ein breit gefächertes Wissen nicht nur über China sondern auch im Bereich der methodischen Wissenschaften oder doch zumindest eine intensive disziplinäre Verzahnung für beide Seiten ist. Sie betrifft Chinas Kulturen und soziale Anordnungen im Kern. Dabei kann sie allerdings in den Händen von sozial- und kulturwissenschaftlichen Sinologen, denen der Zugang zu technischen Prozessen verwehrt ist, allein zweifellos nicht hinreichend beantwortet werden. Auf der anderen Seite fehlt aber den Ingenieuren, die hier unabdingbar zu Rate zu ziehen sind, meist das sprachliche und methodisch-kritische Handwerkszeug, ihre Gegenstände auf einer Reflexionsebene zweiter Ordnung zu beobachten: die Quadratur des Kreises.

Alle genannten und einige weitere disziplinäre Ausrichtungen der Sinologie, auf die in diesem Band nicht eigens eingegangen wird, verweisen auf die eingangs genannte grundlegende Problematik der Chinawissenschaften. Sie besteht in ihrer nach wie vor im Raume stehenden Beschränkung auf den – zudem sehr vagen und in unterschiedlichen Disziplinen auch durchaus unterschiedlich zu definierenden – Gegenstand „China“ und den damit einhergehenden Verzicht auf einen spezifischen Fragen- und Methodenfokus. Verknüpft mit dieser Problematik, aus welcher sich auch die Unterscheidung zwischen Sinologie und Chinastudien im Titel dieses Buches erklärt, ist eine grundlegende Entscheidung, der sich jeder Studienanfänger zu stellen hat. Es handelt sich um die Entscheidung darüber, ob er sich in einen sinologischen oder chinawissenschaftlichen Studiengang einschreiben will und von dort aus eine disziplinäre Verengung anstrebt, oder ob er eine methodische Fachdisziplin studieren und sich von dieser aus auf der Grundlage von soliden Sprachfähigkeiten und Chinakenntnissen einen Chinaschwerpunkt erarbeiten will. Die Auswahlmöglichkeiten sind zu erheblichen Teilen den Angeboten an den unterschiedlichen Universitäten und den Spezialisierungen in den einzelnen Instituten geschuldet, die etwa hierzu notwendige Fächerkombinationen oder einen nicht an ein sinologisches Studium angebundenen Spracherwerb erst möglich machen müssen oder in den besten Fällen bereits kombinierte Studienangebote bereithalten. Sie sind aber auch den persönlichen Interessen und Zukunftsplänen eines jeden einzelnen Studienanfängers geschuldet, dem die Entscheidung hinsichtlich seiner Schwerpunktsetzung niemand abzunehmen imstande ist. In dem einen wie dem anderen Fall bleibt es auch bei bester Studienberatung, die in Anspruch zu nehmen einem jeden Studienanfänger zu raten ist, unabdingbar die Quadratur des Kreises und bedeutet die Entscheidung für das Eine immer den Verzicht auf Teile des Anderen. So wird es einem Studierenden der Ökonomik in aller Regel sehr schwer fallen, nebenher nicht nur die moderne chinesische Sprache in mündlicher und schriftlicher Form sondern auch noch die vormoderne Schriftsprache zu erlernen und deren Texte in größerer Menge zu studieren. Und genauso wird es einem Studierenden der Sinologie, der große Anteile seines „Work Load“ in eben diesen zeitintensiven Spracherwerb investiert, schwer fallen, nebenher auch noch mit den Kommilitonen aus dem Bereich der Ökonomik in den grundlegenden Modulen dieses Faches mithalten zu können. Daher stehen am Ende solcher Entscheidungsprozesse immer der Kompromiss und die damit verbundene Erfahrung eines gewissen Mangels gegenüber den wenigen Spezialisten des einen wie des anderen Gebietes. Dem wird der kompetente Chinaforscher allerdings mit seinen besonderen Fähigkeiten hinsichtlich der Verknüpfung von spezifischem und kontextuellem Wissen mit passgerechten Methoden zur Lösung der Probleme, die nur über dieses Wissen überhaupt erkennbar sind, zu begegnen wissen.

So ist er, wenn er diese Ausgewogenheit zwischen Wissen und Methode erzielt hat, dem wissenden „Generalisten“, der sich nämlich vor dem einen wie dem anderen Spezialisten immer auf seine Fähigkeiten im jeweils anderen Bereich beruft, dadurch im Vorteil, dass dieser die Dinge zwar überblickt, ihm allerdings in aller Regel das Handwerkzeug, welches er benötigt, um in sie einzudringen, fehlt. Und genauso ist er gegenüber dem disziplinären Methodiker im Vorteil, der zwar einen reichen Werkzeugkasten an Problemlösungsmodellen bereithält, dabei aber nicht hinreichend in der Lage ist, die Probleme, die er zu lösen angetreten ist, in ihren tatsächlichen Umweltbedingungen überhaupt zu erkennen und zu beschreiben. Quadriert ist der Kreis also nur mit dem generellen Spezialisten oder auch mit dem speziellen Generalisten. Wie aber kann dieser sich selbst erschaffen? Mit dieser Frage schließlich beschäftigt

sich das „Umleitungen“ übertitelte vierte und letzte Kapitel zur Aufgabe der Chinaforschung als eine philosophische Grundlagendisziplin (Stefan Kramer), mit dem sich der Kreis zu dieser Einleitung schließen soll. Nachdem im dritten Kapitel die chinawissenschaftlichen Disziplinen ihre Gegenstände unter dem Aspekt des Wissens hinsichtlich des Gegenstandes „China“ vorgestellt und diskutiert haben, wird es in diesem abschließenden Kapitel darum gehen, China vor allem auch als eine Methode zu verstehen. Mit ihr gilt es zum einen die ontologischen und erkenntnistheoretischen Ausgangsbedingungen der genannten Fachdisziplinen zu überprüfen. Zum anderen geht es darum, die Bedeutungen der alltäglichen, wissenschaftlichen und philosophischen Auseinandersetzung mit dem Objekt „China“ für das eigene Selbstverständnis offenzulegen. Das bedeutet die Notwendigkeit, einen Schritt hinter die China-spezifische Relevanz der betroffenen Fächer zurückzugehen und nach den die Bedeutungen bedingenden Bedeutsamkeiten einer Chinaforschung und -lehre im Kontext des vermeintlich Eigenen unserer Wahrnehmung und von deren kulturell-sozialen Anordnungen zu fragen, welche nicht zuletzt auch die Grundbedingungen unseres Denkens über China darstellen. Während Sinologie in ihrer ursprünglichen Form vor allem die Beobachtung des vermeintlich Fremden bedeutete, haben die disziplinären Chinawissenschaften dieser Beobachtung mit ihrem methodischen Handwerkszeug den selbstreferentiellen Blick auf ihr eigenes Beobachten hinzugefügt – eine Beobachtung zweiter Ordnung, die sich die formalen und sprachlichen Bedingungen von Wissenschaft zunutzen macht, allerdings auch nicht über diese hinauskommt. Die Quadratur des Kreises besteht nunmehr, wenn man Chinaforschung als eine Methode der philosophischen Selbstreferentialität begreift, darin, diese Beobachtung zweiter Ordnung um eine solche dritter Ordnung zu ergänzen. Dabei wird der Blick nicht allein auf das Forschungsobjekt gerichtet und gibt man sich auch nicht mit der darüber hinausgehenden Beobachtung der Beobachtung durch deren wissenschaftliche Abstraktion zufrieden. Vielmehr werden hierbei eben diese Anordnungen der eigenen – wissenschaftlichen – Beobachtung mit reflektiert. Jenseits von „Sein“ (1. Ordnung) und „Bedeutung“ (2. Ordnung) wird bei dieser Beobachtung dritter Ordnung nach der „Bedeutsamkeit“ gefragt. Sie nämlich, obgleich den Akteuren selbst zumeist unbewusst bleibend, bildet das Fundament, auf dem Sein und Bedeutung als gesellschaftliche Wirklichkeit erst errichtet werden. Indem sie zugleich die Grundlagen auch für das Entstehen von Wissenschaft im Allgemeinen wie in ihren spezifischen Ausdifferenzierungen in das Bewusstsein zurückführt, schließt diese abschließende Fragestellung schließlich den Kreis zum Ausgangspunkt der Überlegungen dieses Bandes. Sie führt – hoffentlich – zu einer reichhaltigen und kontroversen Debatte um die Zukunft der Wissenschaften und die der Sinologie und den Chinastudien darin zukommende Position, an der Studierende und Lehrende in ihrer Einheit als Forschende sich gleichermaßen beteiligen mögen.

1.2 Eignung und Aneignung (Stefan Kramer)

Neben der eingangs erwähnten Frage nach den beruflichen und die Persönlichkeit bildenden Möglichkeiten, die sich aus einem chinawissenschaftlichen Studium ergeben, sind es insbesondere zwei Dinge, die die Mehrzahl der Studieninteressierten und Studienanfänger umtreiben, wenn sie den Sinn und Unsinn sowie die Erfolgsaussichten ihrer Studienentscheidung abwägen. Zum einen ist das die Frage nach der Eignung, also die Problematik der Voraussetzungen, die man in das Studium mitzubringen hat. Zum anderen handelt es sich um die Frage nach den Grundlagen, die eine jede Studentin und ein jeder Student dieser Fächergruppe unabhängig von der spezifischen disziplinären Richtungsentscheidung in das Studium mitzubringen und im Studium zu erwerben haben, um dieses bestmöglich zu durchlaufen. Die Frage nach der Eignung und den formalen Voraussetzungen ist relativ leicht zu beantworten, zumal die Hochschulgesetze die allgemeinen Hochschulzugangsbedingungen regeln und die Studienordnungen der sinologischen und chinawissenschaftlichen Institute sowie der Fakultäten und Universitäten, an denen diese angesiedelt sind, den Gesetzen zusätzliche Einschränkungen hinzufügen. Neben der durch Abitur oder andere in- und ausländische Bildungsabschlüsse erfolgreich erworbenen Hochschulzugangsberechtigung, die an einigen chinawissenschaftlichen Instituten zusätzlich durch einen Numerus Clausus eingeschränkt wird, geht es da zumeist formal um Fremdsprachenkenntnisse in zumeist zwei modernen und/oder klassischen Fremdsprachen und eigentlich darüber hinaus um wenig mehr.

In Beratungsgesprächen, zu denen im übrigen die meisten Institute nicht nur zu öffentlichen Hochschultagen gerne einladen, um ihre möglichen künftigen Studierenden kennenzulernen, die Studienerwartungen in realistische Bahnen zu lenken und die anstehende gemeinsame Arbeit vor Missverständnissen zu bewahren, werden zudem in aller Regel einige Empfehlungen ausgesprochen, an denen die Studienbewerber ihre Interessen, Fähigkeiten und Wünsche zu orientieren hätten. Als gute Voraussetzung gilt demnach insbesondere ein grundlegendes Interesse an Fragestellungen im Bereich von Kulturen und textbasierenden Wissensbeständen. Kulturelle und soziale Besonderheiten Chinas lassen sich nur bis zu einem gewissen Grade und mit nur geringer Aussagekraft mit den Gesetzen von Ratio und Logik beschreiben und sind daher mit einem naturwissenschaftlichen Denken auch nur bedingt zugänglich. So ist es auch für einen Studierenden der Wirtschafts- oder Sozialwissenschaft Chinas, der von seinem Fachverständnis her überwiegend mit quantitativ erhobenen Basismaterialien und mathematischen Auswertungsmethoden auf seinen Gegenstand zugreift, von Vorteil, wenn er die statistischen Mittelwerte seines Forschens nicht nur errechnen, sondern das dabei erhobene Datenmaterial anschließend auch auf den konkreten Gegenstand zurückbeziehen und an diesem messen kann. Im besten Falle sollten dabei im selben Zuge auch die ja keineswegs naturgegebenen sondern unserem eigenen sozial-kulturellen Umfeld entsprungenen Methoden des eigenen Messens am Gegenstand China abgearbeitet, auf den Prüfstand gehoben, abstrahiert und ggf. korrigiert werden.

Der Mehrwert eines chinawissenschaftlichen Zugriffs auf ökonomische und soziale Gegenstände besteht in diesem Sinne gegenüber den mathematisch-rational argumentierenden Disziplinen, von denen immer mehr sich auch für die insbesondere wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen in Ostasien interessieren und diese in ihre Curricula aufgenommen haben, in der ihm exklusiv gegebenen Fähigkeit, die dort erhobenen Daten in eine breiter angelegte Betrachtung lokaler Bedingungen

einzubinden. Nur so nämlich lassen sich diese auch angemessen interpretieren und für die weitere Nutzung verfügbar machen. Neben dem distanzierten und selbstreflexiven wissenschaftlichen Blick auf die abstrakte Größe China lassen sich dabei auch der Dialog mit lokalen Akteuren in China und somit die den Abstraktionen zugrunde liegenden sozialen Wirklichkeiten sowie die politischen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Ausgangspunkte der mit eigenen Interessen an den beobachteten Dingen und Ereignissen beteiligten lokalen Individuen, Kollektive und Institutionen mit in die Forschung einbeziehen. Bei dieser Vorgehensweise wird sich die oben getroffene Annahme immer wieder bestätigen: Forschungen über China, die sich ausschließlich auf mathematisch-empirische Erhebungen berufen, besitzen, auch wenn sie die Chinaseminare an den wirtschaftswissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Fakultäten, in denen nur selten eine auch kulturelle und sprachliche Chinaexpertise existiert, nach wie vor beherrschen, nur wenig Aussagekraft. In aller Regel geben sie zwar einen statistischen Mittelwert, etwa für Gesamtchina, eine Provinz, eine soziale Gruppe etc. wieder. Damit sind sie aber noch längst nicht in der Lage, lokale Realitäten abzubilden geschweige denn verlässliche Aussagen über deren kausale Zusammenhänge und Ursachen sowie die ihnen zugrunde liegenden Interessen oder auch nur die Eigenschaften einzelner Akteure zu treffen.

Die Aufgabe des Chinawissenschaftlers, der sich dabei selbstverständlich auch statistischer Methoden bedienen darf und soll, besteht darin, die formalisierende und nur dadurch ihren – für einen pauschalen Überblick durchaus wertvollen – Gehalt gewinnende quantitative Analyse wieder in die tatsächliche Vielfalt der unter ihren Ergebnissen zusammengefassten Dinge und Ereignisse zurückzuführen. Dabei geht es darum, Kausalitäten, Wandel und Kontinuitäten zu beobachten und in den Kontext ihrer konkreten Umwelten, ihrer historischen, natürlichen, sozialen und nicht zuletzt ontologischen und epistemologischen Gegebenheiten einzubinden. Erst durch diesen weit über die bloße Statistik und über die simple Wiedergabe von vermeintlichen Tatsachen resp. Wahrheiten hinausgehenden Schritt lässt sich das Besondere dieser lokalen Gegebenheiten und Begebenheiten und das Singuläre der beteiligten Akteure von den nationalen und globalen Konstanten differenzieren und in seinen tatsächlichen Kontexten beschreiben, um von daher im besten Falle auch Übereinstimmungen und Konstanz auszumachen. Die für einen pauschalen Überblick durchaus hilfreichen und von rational handelnden d. h. unter festen Verhaltensannahmen und nach standardisierten wissenschaftlichen Kriterien erfassbaren Akteuren ausgehenden Statistiken sind immer auf eine best mögliche Handhabbarkeit ausgerichtet, wie sie vor allem durch die Anpassung der Beobachtung an die eigene Methodik und die von ihr vorgefertigten Schubladen erzielt wird. Dadurch gelangen sie zwar zu einer besseren Darstellbarkeit und wissenschaftlichen Weiterverwertbarkeit ihrer Ergebnisse. Das gelingt allerdings nur um den Preis des oftmals vollständigen Verlustes einer Erfassung der tatsächlichen Vielfalt von Akteuren und Interessen. Diese nämlich handeln in Wirklichkeit niemals ausschließlich rational und sind also auch nicht aus einem auf die begriffliche Reduktion von tatsächlicher Vielfalt ausgerichteten normativen Methodenkanon heraus hinreichend erfass- und darstellbar, wie ihn die rational-empirischen Wissenschaften betreiben.

Der Mehrwert in der Tätigkeit des Chinawissenschaftlers gegenüber den empirischen Wissenschaften, wie etwa die Ökonomik oder die Soziologie, sofern diese selbst keine ausdrückliche und sprachlich fundierte Chinaexpertise mitbringen, besteht in seiner durch den unmittelbaren Zugriff auf die Gegebenheiten und Diskurse Chinas erlangten Kompetenz zur Fortführung, Überprüfung und Konkretisierung der